

*Er sagte aber zu einigen, die sich anmaßen, fromm zu sein, und verachteten die andern, dies Gleichnis: Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stand für sich und betete so: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme. Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: **Gott, sei mir Sünder gnädig!** Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.*

Friede sei mit Euch von dem der da war, und der da ist und der da kommt.

Liebe Gemeinde,

aus manchen Geschichten der Bibel tauche ich auf wie aus einem Kinofilm.

Einem Film, nach dem ich mir nicht vorstellen kann, gleich zu Beginn des Abspans aus dem Saal zu gehen, um danach mit anderen bei einem Glas Wein angeregt über die Handlung zu plaudern.

Bei manchen Geschichten aus der Bibel geht es mir wie nach einem Kinofilm, bei dem ich allein benommen im Halbdunkeln sitzen bleibe, abwarte, bis auch noch der letzte Name aus dem Cutterteam, der letzte Name des Produktionsfahrdienstes über die Leinwand gerollt ist. Erst wenn das Licht angeht, bleibt mir nichts anderes übrig, als zu gehen. Ich muss erstmal verdauen, was ich da gesehen habe.

Die Figuren aus dem Film verfolgen mich noch auf meinem Heimweg.

Der Zöllner und der Pharisäer, - zwei unterschiedliche Schicksale, zwei scheinbar durch Welten voneinander getrennte Charaktere, - immer wieder sehe ich sie vor mir in jener dramatischen Schlüsselszene, dort vor dem Jerusalemer Tempel.

Ich sehe sie in ihrer ganz unterschiedlichen Körpersprache: Den in sich zusammengesunkenen Versager im Hintergrund....

Und in gebührendem Abstand zu diesem, im Zentrum der Kameraeinstellung, selbstbewusst und aufrecht den Helden, den Strahlemann des Glaubens.

Seine Worte klingen noch in mir nach: „*Ich danke Dir, Gott, dass ich nicht so bin wie die anderen Leute...*“

Jetzt, auf meinem Nachhauseweg durch die Dunkelheit, frage ich mich, ob ich das richtig verstanden habe: „*Ich danke Dir, Gott?*“

Hat der Pharisäer nicht vielleicht etwas anderes gesagt oder zumindest gemeint: „*Ich danke mir, daß ich nicht bin wie die anderen Leute*“ ... War diese Schlüsselszene vielleicht gar kein Gebet sondern eine Selbstbeweihräucherung? Dann wäre der Tempel nur Kulisse und Gott als Adressat nur eine Pappfigur? Oder interpretiere ich da zuviel hinein? Ich weiß es nicht.

Auch wenn ich nicht sicher bin, ob Gott in dieser Szene wirklich eine Rolle spielt – ein tatsächliches Gegenüber scheint der Pharisäer ohne Zweifel anzusprechen: den Zöllner.

„Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die anderen Leute, Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie“ – die Kamera schwenkt langsam, der Zuschauer folgt dem abschätzigen Seitenblick des Pharisäers auf die in sich zusammengesunkene Gestalt– „oder auch wie dieser Zöllner“

Vielleicht trügt mich mein Eindruck doch nicht: kein Dankgebet – vielmehr ein feiner Kniff, dem anderen seine Verachtung zu zeigen?!

Selbstüberschätzung, Hochmut und Verachtung – dies scheinen die Themen dieser Szene, die Themen unserer Bibelverse zu sein.

Der einleitende Vers des Evangelisten Lukas, die „Stimme aus dem off“ setzt uns auf diese Spur: „Er sagte aber zu einigen, die sich anmaßen, fromm zu sein und verachteten die anderen...“ Vielleicht braucht es für dieses Publikum dann eine solche Figur, beinah so überzeichnet wie ein smarterer Widerling aus einem Hollywoodstreifen – einen veritablen Kotzbrocken.

Sollte ich mich nicht eigentlich ohne Mühe von dieser Figur lösen können, meinen Blick auf den anderen, den Zöllner, konzentrieren, mich an seine Seite stellen? Aber es will mir nicht recht gelingen. So abstoßend der Pharisäer gezeichnet sein mag – ich kann mich von seinem Bild nicht frei machen.

Denn in seinen Augen meine ich mich selbst zu spiegeln, in seinen Augen lese ich meinen eigenen Hochmut, meine Selbstüberschätzung und vor allem: meine Angst.

Meine Angst vor dem eigenen Schatten. Angst vor all dem, was ich in mir nicht haben möchte, was bitte nur die anderen verkörpern sollen. Jener Zöllner dort im Hintergrund meinerwegen. Oder die unerträglichen Schreimamas in der Straßenbahn, bei deren endlosen Schimpftiraden gegen ihre Kinder mir das Messer in der Tasche aufgeht.

Oder die nervigen Stammtischbrüder, deren fragwürdigen Ansichten mich zur Weißglut bringen. Menschen, die bitte nichts mit meinem Innenleben zu tun haben sollen, Menschen, die ja zum Glück so ganz anders sind als ich, auf die ich dann bei Bedarf mit Fingern zeigen kann – mit reinen Händen. Die Rettungsboote vermeintlicher Gerechtigkeit, an die ich mich klammere, sind sicher andere als die des Pharisäers: Weder Fasten noch Almosen habe ich vorzuweisen, aber dies ist sicher austauschbar.

Ich bleibe stehen, auf meinem Heimweg, mitten in der Dunkelheit. Die Worte des Evangeliums: „Ich sage euch: dieser ging gerechtfertigt in sein Haus. Nicht jener.“

Ich kann noch nicht nach Hause gehen. Nicht mit diesen Bildern im Kopf. Ich versuche, mir die Szene anders auszumalen...Was, wenn der Pharisäer ganz anders gehandelt hätte?

Wenn er dem Zöllner ins Gesicht geblickt hätte? Nicht in Verachtung. Sondern in der Erkenntnis: Du bist ich. Wenn er ihm ins Gesicht geblickt hätte als seinem Schatten, den er nicht ins Abseits, sondern ins Licht Gottes stellen kann. In ein Licht, nicht wie das einer Verhör Lampe, blendend, vernichtend, sondern heilsam und tröstend.

Zwei ganz unterschiedliche Szenen schießen mir durch den Kopf, zwei *settings*, die ich in mir wachrufe, um meiner Angst vor den Schatten stand zu halten, mich nicht in die Sackgasse der Selbstverliebtheit zu flüchten. Sondern mich dem Zöllner zuzuwenden, mich seinem Schmerz und seiner Heilung anzuvertrauen.

Die eine Szene spielt in einem Klassenzimmer. Sie hat Wiederholungs-charakter. Zwei Jahre lang, bis zum Abitur saß dort vorne am Pult ein Deutschlehrer, der uns faszinierte durch seine Mischung aus unerschöpflicher Güte und seinem Bestreben, uns herauszufordern, zu provozieren.

Egal, in welche Abgründe und absurden Verwicklungen menschlicher Existenz innerhalb der Literatur wir uns begeben haben – sei es nun bei der Analyse von Thomas Mann oder dem neuesten Arztroman vom Bahnhofskiosk, - dieser Lehrer forderte uns nach Abschluss der Lektüre zu einem immer gleichen Ritual auf. Nach Mord und Totschlag, Seitensprung und Seifenoper pflegte er uns mit mildem, ironischem Lächeln anzublicken: „Und was sagen WIR dazu??“ 15 wohlbehütete Jugendliche aus dem Mittelstand antworteten folgsam im Chor, wie wir es gelernt hatten: „Wir sagen natürlich: Also das könnte uns NIE passieren...“

Selbstironie als Einübung auf dem Weg der Erkenntnis: Raub, Betrug, Ehebruch, unrechtmäßige Bereicherung - all das kann uns definitiv auch passieren. Wann immer ich vor meinen Schatten ins Reich des selbstgerechten Pharisäers zu fliehen versuche, - wenn ich Glück habe, stellt sich mir dabei mein vollkommen profaner Deutschlehrer wie ein himmlischer Bote in den Weg.

Die andere Szene. Die andere Ermutigung. Auch sie hat Wiederholungscharakter. Ich stehe in dieser Szene immer gleich und immer wieder neu zwischen Männern und Frauen jeden Alters in der kleinen Dorfkirche, in der ich als Jugendliche zuhause war. Ich höre meine eigene Stimme, sie ist umfangen und getragen von den Stimmen der anderen. Umfangen und getragen in den alten Worten des Schuldbekenntnisses, des Confiteor, das am Anfang jedes Gottesdienstes gesprochen wurde, so wie es in der Liturgie dort üblich ist.

„Deshalb treten wir herzu und bekennen, daß wir gesündigt haben in Gedanken, Worten und Werken ... Deshalb suchen wir Zuflucht bei der grundlosen Barmherzigkeit Gottes, begehren Gnade um Christi willen und sprechen: Gott, sei mir Sünder gnädig.“

In Gedanken, Worten und Werken. In allem, was mich ausmacht. Nicht alles kann ich bis ins letzte benennen, nicht alles ist sagbar, analysierbar. *„Und schlug sich an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig. Und dieser ging gerechtfertigt in sein Haus.“*

Nicht alles muss sagbar und analysierbar sein.

Es ist genug, meinen Schmerz vor Gott zu bringen.

Und bei ihm Heilung zu finden.

Immer wieder und immer wieder neu.

Aufgerichtet zu werden, befreit zu einem weiten Blick.

Aus dem Schatten zu treten, weitergehen zu können.

Leicht und ohne Last.

Und der Friede Gottes, dessen es nur eines Wortes bedarf, damit meine Seele gesundet, er bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.